

An eine Predigt wird oft die Erwartung gestellt, dass sie unbedingt aufbauend, stärkend, mutmachend sein muss. Nicht wenige geben sich da auch sehr viel Mühe, diesen Erwartungen zu entsprechen, selbst dann, wenn die Texte gar nichts Aufbauendes hergeben. Doch dabei wird häufig etwas Selbstverständliches großzügig übersehen: Wenn ich mich nicht auf den luftleeren Raum der Theorie beschränke, dann kann ich eben erst dann wirklich etwas aufbauen, wenn ich vorher etwas Vorhandenes, z.B. Hindernisse beseitigt und entfernt habe.

Genau das macht Jesus im heutigen Evangelium. Wenn man dem Text keine Gewalt antut, dann findet sich hier absolut nichts Aufbauendes. Im Gegenteil: Da bekommen Leute, die für Jesus alles aufgegeben haben, von ihm zu hören, dass sie eigentlich gar keinen Glauben haben: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn...“ (V 6). Das ist schon heftig.

Auch das Gleichnis vom Knecht, der einfach nur seine Arbeit tut, ohne daraus irgendwelche Ansprüche abzuleiten, klingt nicht gerade ermunternd.

Aber ich kann Sie beruhigen. Dieses Evangelium betrifft Sie gar nicht, sie können sich also wieder gemütlich zurücklehnen. Denn ganz zu Beginn wird ausdrücklich erwähnt, wer der eigentliche Adressat dieser Worte des heutigen Evangeliums ist: „Die Apostel baten den Herrn: Stärke unseren Glauben!“ (V 5)

Diese Bitte der Apostel hat einen Hintergrund. Denn unmittelbar voraus geht die Mahnung Jesu, dass es für den, der für die Kleinen zum Ärgernis wird, besser ist, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer geworfen wird (vgl. V 2); und dann folgt die Aufforderung zur unbegrenzten Vergebung gegen über dem, der um Vergebung bittet (vgl. V 3f).

Da dürfte bei den Aposteln angesichts ihre eigenen Möglichkeiten wohl Zweifel aufgekommen sein, ob sie solchen Ansprüchen überhaupt gerecht werden können. Deshalb auch die durchaus verständliche Bitte: „Stärke unseren Glauben!“

Doch bevor Jesus überhaupt Gelegenheit bekommt, etwas zu „stärken“, muss er zuerst etwas Vorhandenes aus dem Weg schaffen, nämlich ein Glaubensverständnis, das mit seiner Verkündigung absolut nichts zu tun hat. Es ist nämlich die Überzeugung der Pharisäer, dass sie durch die peinlich genaue Erfüllung von Vorschriften und Riten sich einen Anspruch bei Gott erwerben können; ihr ganzes Engagement, all ihre Verzichte, ihre Anstrengungen und Mühen, die sind Leistungen, die sie deshalb Gott gegenüber erbringen müssen.

Das Glaubensverständnis Jesu ist aber ein völlig anderes. Er hat es ja selber vorgelebt: Für ihn kommt es ausschließlich darauf an, sich so eng mit dem Vater zu verbinden, dass dieser durch ihn wirksam werden kann. Alles, was dann möglich wird, das ist nicht seine Leistung, sondern das ist der Vater, der durch seinen Sohn handelt. Das ist ein feiner, aber ein fundamentaler Unterschied.

Genau diesen Unterschied macht Jesus den Aposteln deutlich. Denn diesen Glauben kann man nicht stärken oder „vermehrten“, wie es im Originaltext heißt. Denn es ist ja Gott, der handelt, nicht der Apostel; der ist nur das Werkzeug, das Gott benutzt. Deshalb kann und darf der Apostel auch alles, was durch seinen Einsatz geschieht, niemals auf sein eigenes Konto buchen – genau wie der Knecht in angefügten Gleichnis; daraus entstehen auch keinerlei Ansprüche, keine Sonderstellungen in der Gemeinde, die geltend gemacht werden könnten. Dort, wo dies mißachtet wird, genau dort entsteht Klerikalismus!

Auch wenn sich die Worte Jesu im heutigen Evangelium zunächst ausschließlich an die Apostel und damit an alle richten, die verantwortliche Leitungsaufgaben in der Kirche ausüben, so enthält dieser Text dennoch etwas, das so allgemeingültig ist, dass es für alle gilt. Denn dieses Glaubensverständnis, das Jesus bei seinen Aposteln so deutlich korrigiert, ist auch bei uns noch lange nicht selbstverständlich. Es ist aber auch für uns alle von entscheidender Bedeutung, dass all unser Tun als Christen nicht unsere persönliche Leistung ist, sondern dass – wie bei Jesus – auch durch uns Gott selber wirksam werden kann.

Dieses andere Glaubensverständnis hat Folgen: Es ist nämlich etwas vollkommen anderes, ob ich all die Forderungen Jesu, wie z.B. die aus der Bergpredigt, als etwas verstehe, das ich leisten muss, oder ob dies vielmehr alles Beispiele sind, die aufzeigen, was möglich ist, wenn Gott in und durch mich handelt. Folglich ist es dann auch für einen solchen Glauben von existentieller Bedeutung, alles zu unternehmen, um die Verbindung zu dem aufrechtzuerhalten, der durch mich wirksam werden will. Hier bekommen Gottesdienste, und da ganz besonders die Feier der Eucharistie gerade als Dienst Gottes an uns, ihre für den Glauben so lebensnotwendige Rolle. Wenn ich dies vernachlässige, dann stehe ich plötzlich vor einem gigantischen Berg von fast unerfüllbaren Forderungen.

Und dann gibt es da noch eine andere Konsequenz. Gerade heute, am Erntedankfest, erinnert ein solches Evangelium sehr präzise daran, wer denn der eigentliche Adressat allen Dankes ist. Das ist nicht ganz unproblematisch. Denn auch im kirchlichen Bereich ist es fast eine Selbstverständlichkeit geworden, dass jeglicher Einsatz für die Gemeinde unbedingt ästimiert, öffentlich gelobt und anerkannt werden muss; sonst kommt es schnell zu folgenschweren Störungen und Missstimmungen. Doch auch das ist im Grunde genommen nichts anderes als lupenreiner Klerikalismus, der eben nicht nur ein Problem von Klerikern ist.

Das gilt aber so auch in vielen anderen Lebensbereichen. Wenn unsere ganze Existenz und damit auch all unser Tun, sei es in der Familie, in der Arbeit, in der Freizeit oder im Verein aus der engen Beziehung zu Gott entspringt, dann ist er allein die Adresse, der Dank gebührt.

Auch eine noch so gutgemeinte Lobrede kann dann sogar zu einer peinlichen Betroffenheit führen, weil die Quelle seines Handelns missachtet wird.